

clickKIT

DAS ONLINEMAGAZIN FÜR STUDIERENDE · 2.2008
DES KARLSRUHER INSTITUTS FÜR TECHNOLOGIE

Ranklotzen

Zwei Drittel der Studierenden meistern den Spagat zwischen Hörsaal und Job. Ein sportliches Programm, das Schnelligkeit, Koordination und Flexibilität fördert – und fordert.

>> INHALT



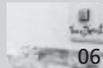
03



04



05



06



07



08



09



10



11



12



13



14



15



16-25

Inhalt

clickKIT.2.2008



Im Hörsaal mit: Professor Thomas Schulenberg,
Dozent vom Campus Nord **9**
Was machen eigentlich ... Studierende nachts in der UB? **10**
Professorenfragebogen: mit Guido Drexlin **11**
Die drängendsten Fragen – und die Antworten des KIT **12**



Studierende und ihre Jobs **6**



Branchenreport: Optische Technologien **14**
Das Porträt: KSOP-Doktorand und
Firmenmitgründer Martin Hermatschweiler **16**
Im Interview: Personalentwickler Gerald Froidl **18**



Augen auf **3**
Editorial **4**
Impressum **4**
Umfrage: Studienfinanzierung –
woher kommt das Geld? **5**



Aus der WG-Küche **26**



Hoch hinaus: die Hochschulgruppe Akaflieg **19**
Wer hat's erfunden? Ein Redaktionsbesuch in Zürich **21**
Roter Teppich: Einstiegshilfe „O-Phase“ **22**
Roter Teppich: Innovationspreis für Anna Gossen **23**
Aktuelles, Service **24**
Leserbriefe **25**



03



04



05



06



07



08



09



10



11



12



13



14



15



16-25

Was Studierende alles können

Text: Regina Link

Foto: Jana Mayer

// „Mathe ist wie eine Sprache, die man beherrschen sollte“, meint Miro Sauerland. Der 22-jährige Maschinenbaustudent spricht sie fließend. Und er findet es ungerecht, dass familiär benachteiligte Kinder schlechtere Berufsaussichten haben. Daher gründete er einen Ableger der „Studenteninitiative für Kinder e. V.“ und organisiert ehrenamtlich(e) Nachhilfe für Kinder und Jugendliche in Heimen. Der 15-jährige Stefan profitierte von Miro Sauerlands „Sprachkenntnissen“. Ohne die Initiative hätte es für Stefan erst kurz vorm Durchfallen Mathe-Nachhilfe gegeben. Und Miro Sauerland hätte ohne Stefan einmal weniger die Erfahrung gemacht, dass er etwas beeinflussen kann und sich jemand auf ihn verlässt. //

 Nähere Infos zur Studenteninitiative



Liebe Studentinnen und Studenten,

für die Stadt Karlsruhe sind Sie nicht nur ein belebendes Element, sondern vor allem eine feste Größe im Haushalt. Für jeden Studenten, der seinen Erstwohnsitz in Karlsruhe anmeldet, erhält die Stadt über den kommunalen Finanzausgleich 1 000 Euro. Auch die jährlichen Aufschläge auf das Studiticket sind ein Beispiel dafür, wie Studierende einer Stadt geldwerte Vorteile bringen: Bei 30 000 potenziellen Käufern spülen fünf Euro teurere Karten eine beträchtliche Summe in die Kasse.

Nun aber haben Studierende in der Stadt und im Rathaus gegen die neuerliche Preiserhöhung demonstriert. Genau rechnen müssen nämlich auch sie, nicht nur die Stadtkämmerer. Denn wer nicht zu der erstaunlich großen Gruppe der Studierenden gehört, denen die Eltern vieles zahlen, dessen Geld ist knapp. Er muss sich etwas dazu verdienen, um über die Runden zu kommen. Wie die Studierenden ihre Jobs finden und was sie dabei – oft auch über den Verdienst hinaus – antreibt, beleuchtet unsere Titelgeschichte.

Ein weiteres zentrales Thema von clickIT sind die Antworten des KIT auf Ihre Fragen aus der ersten

Ausgabe. Wenn Ihre Wissbegier damit noch nicht gestillt ist – melden Sie sich!

Viel Spaß beim Lesen wünscht

Klaus Rümmele

P.S. Wenn Sie sich über <https://www.lists.kit.edu/sympa/info/clickit> auf dem clickIT-Verteiler eintragen, dann erhalten Sie das Magazin dreimal im Semester direkt in Ihr E-Mail-Fach.

@ Mail an Autor



Herausgeber

Forschungszentrum Karlsruhe GmbH,
Hermann-von Helmholtz-Platz 1,
76344 Eggenstein-Leopoldshafen
Universität Karlsruhe (TH), Kaiserstraße 12,
76131 Karlsruhe

Redaktion

Stabsabteilung Presse, Kommunikation
und Marketing (PKM)
Karlsruher Institut für Technologie (KIT)

Klaus Rümmele (verantwortlich, ele)
klaus.ruemmele@kit.edu; Tel. 0721 608-8153
Margarete Lehné (le)
margarete.lehne@kit.edu; Tel. 0721 608-8121
Jonas Moosmüller (jm)
jonas.moosmueller@kit.edu; Tel. 0721 608-8120
Anna Reis (ar)
anna.reis@kit.edu; Tel. 07247 82-2050

Bildredaktion Gabi Zachmann

Gestaltung

Dipl.-Des. Wilfrid Schroeder (PKM),
SIGNUM communication GmbH

Satz und Layout

Bernd Königsamen, Eva Geiger, Ursula Hellriegel (Steinbuch
Centre for Computing, Print-, Plot- und Medienproduktion)

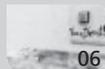
Erscheinungsweise dreimal im Semester

Erscheinungstermin dieser Ausgabe 22.12.2008

Redaktionsschluss Ausgabe 1/09 02.01.2009

Universität und Forschungszentrum übernehmen für die
Inhalte verlinkter Seiten keine Haftung. [Disclaimer](#)

Akademischer Stellenmarkt [online](#)



Finanz-Check

Woher kommt das Geld für Studium und Leben? Moritz Chelius hat Studierende befragt.

Fotos: Moritz Chelius

1 Ich habe vor dem Studium gearbeitet, deshalb habe ich zum Teil Geld für mich. Außerdem unterstützt mich meine Familie.

Zhao Jing, 3. Semester, Informationswirtschaft

2 Meine Eltern zahlen mir monatlich, was ich brauche, und übernehmen die Studiengebühren. Was ich mit meinem Hiwi-Job dazuverdiene, ist auch wirklich für mich, als Extra.

Esther Habig, 11. Semester, Germanistik

3 Meine Eltern finanzieren das, arbeiten muss ich nicht. Sie wollen, dass ich mich voll auf mein Studium konzentriere. Sonst

würde es sich nicht lohnen: Wenn ich mich mit anderen Dingen beschäftigte, wären meine Leistungen weniger gut und das Studium würde sich verzögern.

Frederik Bülthoff, 3. Semester, Informationswirtschaft

4 Teilweise von meinen Eltern, teilweise Bafög und seit diesem Semester habe ich auch noch einen Hiwi-Job. Es geht immer irgendwie. Wenn es mal knapper wird, geben meine Eltern etwas mehr.

Matthias Kerner, 7. Semester, Physik

5 Ich jobbe von Zeit zu Zeit, mal hier, mal da – und habe schon alles Mögliche gemacht. Ich lebe aber auch sparsam. 600 Euro auf einmal zu zahlen, ist sehr schwierig. Mein Konto ist momentan im Minus.

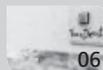
Daniela Stancheva, 14. Semester, Maschinenbau

6 Meine Eltern finanzieren das. Ich habe an einen Nebenjob gedacht, aber das lässt sich zeitlich wohl nicht einrichten. Das Studium beansprucht einen doch stärker, als man denkt.

Fabian Rigterink, 1. Semester, Wirtschaftsingenieurwesen

[Weitere Antworten](#)

[Zum Hören](#)

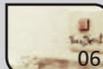


Studieren und nebenher Geldverdienen: Alltag für die Mehrheit der Studierenden. Und eine Herausforderung, die mit Studiengebühren und den neuen, strenger geregelten Studiengängen wächst.

Extra-Schicht für Brot und Praxis

Text: Margarete Lehné

Fotos: Jana Mayer, Tamara Skudies, photocase.de



// In der Fabrik Tabletten einschachteln, sich an der Universität um den Internetauftritt kümmern, im Auswärtigen Amt eine Konferenz mitorganisieren: Katrin Kronitz mixt Jobs. Denn so vielfältig wie ihre Aufgaben sind auch die Gründe, warum die 23-jährige Studentin arbeitet – wie zwei Drittel ihrer Kommilitoninnen und Kommilitonen in Deutschland.

Semesterferienjobs wie den beim Medikamentenhersteller machte sie wegen des Geldes: „um ein wenig unabhängiger von meinen Eltern zu sein und mir auch mal ein Extra wie einen Festivalbesuch leisten zu können.“ Bei ihrem aktuellen Job als studentische Hilfskraft in der Abteilung Presse, Kommunikation und Marketing des KIT geht es um mehr: „Ich arbeite mit dem Redaktionssystem fürs Internet und schreibe kurze Presstexte: Das bringt mir etwas fürs Studium – und für den Beruf.“ In der Schlussphase ihres Bachelor-Studiums „Europäische Kultur- und Ideengeschichte“ steht die Praxiserfahrung im Vordergrund: Das Praktikum beim Auswärtigen Amt in Berlin war unbezahlt, finanziert hat sie es mit Hilfe der Eltern. Trotz deren Unterstützung spürt sie, dass der Finanzdruck seit Einführung der Studiengebühren gewachsen ist: „500 Euro jedes Semester muss man erst einmal haben.“

Das Dazuverdienen ist bei den meisten wirtschaftlich und berufsvorbereitend begründet. Die [18. Sozialerhebung des Studentenwerks](#) hat die erwerbstätigen Studierenden nach ihren Motiven gefragt: Fast



Managt Studium und drei Jobs: Hiwi und Aushilfe Simone Belgardt



Schnuppert Industrieluft: Werkstudent Philip Wollfarth

drei Viertel sagen, dass sie sich dank des Jobs etwas mehr leisten können, bei mehr als der Hälfte ist er für den Lebensunterhalt sogar notwendig. Ebenfalls wichtig: Praxiserfahrung und die Unabhängigkeit von den Eltern.

Gemischte Kassen

90 Prozent der Studierenden erhalten regelmäßig finanzielle Unterstützung aus dem Elternhaus. Allerdings fällt sie nur bei wenigen so üppig aus, dass sie ausschließlich davon leben können: Durchschnittlich 450 Euro überweisen die Eltern im Monat. Mindestens 770 Euro aber brauchen beispielsweise Karlsruher Studierende – das haben vier angehende Ingenieure im Oktober den Badischen Neuesten Nachrichten vorgerechnet. Knapp zwei Drittel der Studierenden bessern ihr monatliches Budget deshalb mit einem eigenen Verdienst auf.

Studieninteressierten, die arbeiten wollen, empfiehlt Oliver Broschart, Ansprechpartner zur [Studienfinanzierung](#) beim [Zentrum für Information und Beratung \(zib\)](#), sich im ersten Semester zunächst auf das Studium einzustellen und sich ab dem zweiten nach einem passenden Job umzuschauen.

Philip Wollfarth verdient sich sein „Zubrot“ als Werkstudent bei Siemens. Seine Aufgaben – „alles, was anfällt“ – hätten zwar nicht viel mit seinem Physik-Studium zu tun, aber „im Team habe ich mich gut integriert und zu sehen, wie es in der Industrie läuft, ist spannend.“ Obwohl ihm die Arbeit Spaß macht, will er sie jetzt aufgeben. Bei 40 >>

>> Stunden Jobben im Monat blieben Vor- und Nachbereitung der Uni-Veranstaltungen in den vergangenen Semestern oft bis zum Wochenende liegen. Für etwas mehr Zeit ist er bereit, eine Weile mit weniger Geld auszukommen. Danach will er sich eine Nebenbeschäftigung suchen, bei der er sich in der Forschung umschauen kann. Zeitlich glaubt er, Job und Studium miteinander vereinbaren zu können. „Im vergangenen Semester hab ich das ganz gut gepackt – dieses Semester hatte ich mir ein bisschen viel vorgenommen.“



Kombiniert Geld und Praxis: Hiwi Katrin Kronitz

Job-Bremse Bachelor?

Seine Kommilitonen in den Bachelor-Studiengängen beneidet Philip Wollfarth allerdings nicht: „Die spüren den Druck im Nacken.“ Die Sozialerhebung geht davon aus, dass die höhere Regelungsdichte der BA-Studiengänge sich auf die Erwerbstätigenquote unter den Studierenden auswirken wird. Und liefert einen Beleg: Im Vergleich zum Jahr 2000 sagen mehr Studierende, ein Job sei wegen der Studienbelastung nicht möglich. Bachelor-Studierende setzten zudem seltener auf einen eigenen Verdienst als gleichaltrige Diplom- und Masterstudenten.

Den Studiengang Informationswirtschaft hat die Fakultät für Wirtschaftswissenschaften der Universität bereits zum Wintersemester 2005/2006 umgestellt. Ob sich das auf die Erwerbstätigkeit der Studierenden ausgewirkt hat, sei schwierig einzuschätzen, sagt Professor Andreas Oberweis, Studiendekan der Fakultät. Er räumt aber ein: „Das Bachelor-Studium ist – wenn man es in der vorgesehenen Zeit absolvieren will – zeitintensiv.“ Für die, die arbeiten müssen, hieße das, dass sie unter Umständen länger studieren oder mit weniger Aufwand, also

möglicherweise mit schlechteren Ergebnissen. Oberweis glaubt aber, dass neue flexible Studienangebote wie Aufzeichnungen von Übungen im Internet das auffangen können: „Vieles ist organisierbar: neben dem Studium arbeiten, einen Auslandsaufenthalt möglich machen, ein Kind erziehen.“

Zwölf Stunden in der Woche verbringen die meisten der erwerbstätigen Studierenden durchschnittlich am Arbeitsplatz. Auf mindestens 15 kommt Simone Belgardt – verteilt auf drei Jobs. Nach einer Ausbildung und der

ersten Zeit im Beruf begann sie ein Pädagogik-Studium. Für die BAföG-Förderung ist sie inzwischen zu alt und an die Eltern wollte sie sich nicht wenden: „Es war meine Entscheidung, etwas Neues zu machen. Für mich war von Anfang an klar, dass ich mich selbst finanziere.“ Mit Hiwi-Jobs im Institut für Berufspädagogik und Allgemeine Pädagogik sowie bei der kww, der wissenschaftlichen Weiterbildung der Universität, sammelt auch sie Praxiserfahrung. Außerdem hilft sie bei ihrem früheren Arbeitgeber aus. Trotz des damit verbundenen Zeitaufwands will sie in der Regelstudienzeit fertig werden. Ihre Motivation: „Das Studium eröffnet mir genau die berufliche Möglichkeit, die ich mir wünsche – das treibt mich an. Auch wenn es kaum einen Tag gibt, an dem es nicht eng ist.“ //

-  Weiterlesen: Nebenjobsuche – häufigste Kriterien und Anlaufstellen
-  Weiterlesen: Studentenvermittlung der Bundesagentur für Arbeit
-  Weiterlesen: Jobporträt Experimenta+
-  Links



Auf der Spielwiese

Die Vision eines Leichtwasserreaktors entwickeln – und Studierenden die Technik von Kraftwerken erklären: Professor Thomas Schulenberg macht beides. Julia Schreiber hat ihn getroffen.

Foto: Jana Mayer

- 🕒 Weiterlesen: Was den Wissenschaftler an der Lehre reizt
- 📍 Institut für Kern- und Energietechnik
- 📍 Leichtwasserreaktor HPLWR2

// Thomas Schulenberg lächelt entspannt, wenn er über sein aktuelles Forschungsprojekt spricht: den Leichtwasserreaktor. Denn noch handelt es sich dabei um eine Zukunftsvision, eine „Spielwiese“, wie der Leiter des Instituts für Kern- und Energietechnik am Forschungszentrum Karlsruhe zugibt. Doch die Industrie, so sagt der 55-Jährige, reagiere schon jetzt positiv auf die Idee eines Reaktors, der effizienter arbeiten soll als bisherige Kernkraftwerkstypen. Der Trick: Als Kühlmittel kommt überkritisches Wasser zum Einsatz – also Wasser, das bei hohem Druck und hoher Temperatur ohne Tropfen zu bilden vom

flüssigen in den gasförmigen Zustand übergeht.

Schulenburgs Forschungsergebnisse finden aber auch an anderer Stelle Verwendung: bei seiner Lehrtätigkeit an der Universität. Die Vorlesung zu „Kohlekraftwerkstechnik“ an der Fakultät für Maschinenbau findet regen Zuspruch bei den Studierenden. So vermittelt Schulenberg theoretisches Wissen, von dem er sich nach seinem Studium der Physik und des Maschinenbaus eigentlich lösen wollte: „Ich war bei meiner Promotion am Forschungszentrum 31 Jahre alt und da wollte ich endlich etwas konstruieren, was auch gebaut wird“, erklärt Schulenberg.

Also ging er in die Industrie. Zwei Jahre arbeitete er als Systemanalytiker bei Dornier am Bodensee, wechselte anschließend zu Siemens und später zum US-Unternehmen Westinghouse.

Nach jahrelangem Pendeln zwischen Deutschland und Florida fiel dann die Entscheidung, zurück in die wissenschaftliche Arbeit zu gehen. Seit 2000 ist Schulenberg Institutsleiter am Forschungszentrum. Damit einher ging der Lehrauftrag an der Universität Karlsruhe, in den er von Anfang an viele seiner praktischen Erfahrungen mit einfließen ließ. //





Im Nachtasyl der tausend Bücher

Karlsruhe ist nicht unbedingt die Stadt, in der es auch nachts brummt. Einer der wenigen Orte, an dem die Lichter nicht ausgehen, ist die Uni-Bibliothek. Unser Autor Jay Hartlieb hat sich dort mal umgesehen.

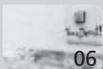
// Mitternacht in der City, frierend betrachte ich meinen eigenen Atem. An der Kaiserstraße haben sie schon vor Stunden die Bürgersteige hochgeklappt; wer jetzt noch vor die Tür geht, hat entweder eine richtig gute Verabredung oder einen Hund. Oder etwas Akademisches im Sinn. Die passende Location hierfür ist die neue, 2006 eröffnete UB. Die wartet mit fortschrittlichen Features auf, großzügigen Räumen zum Beispiel, einem riesigen Freihandmagazin, freundlichen Bediensteten.

Der Clou aber sind die Öffnungszeiten: 365 Tage im Jahr, 24 Stunden am Tag. Das schaffen nicht mal Spiel-Casinos oder Autobahnraststätten. Die Rund-um-die-Uhr-Idee stammt vom Bibliotheksdirektor höchstselbst. „Bei meinen Kindern“, erinnert sich Christoph-Hubert Schütte, „habe ich mitbekommen, wie unterschiedlich Biorhythmen sein können. Und darauf wollten wir auch als Institution eingehen.“

Ein „Piep“ des Ausweisscanners, und ich bin drin. Im Foyer begegne ich Iva aus Bulgarien. Sie sieht aus, als könne sie ihr Studium auf dem

Laufsteg finanzieren. Tut sie aber nicht, außerdem schreibt sie an ihrer Diplomarbeit: „Im Wohnheim ist es am Abend nie leise, außerdem lauf ich beim Schreiben ständig zum Kühlschrank, und das macht dick.“ Ist ihr in dem großen Gebäude nicht manchmal mulmig zumute? „Nö, gibt doch einen Wachdienst. Außerdem achtet man auch gegenseitig aufeinander.“

Oben in den Lesesälen strahlen die Deckenlampen, und die Laptops auf den Arbeitstischen surren diskret. Ansonsten überwiegt eine fokussierte Stille, kein Vergleich zu dem Gewusel bei Tage. Doch leer ist es auch nicht: Täglich rund 1000 Nutzer zwischen 19 und neun Uhr, davon 100 zwischen Mitternacht und sechs Uhr morgens. Daniel, eine Cola und Skripte im Arm, ist einer von diesen Hartgesottenen: „Ich lerne hier für eine Informatik-Prüfung, manchmal bis halb vier. Und ich bringe nur Bücher mit, keinen Rechner, nur so kann ich mich richtig konzentrieren.“ Bemerkenswerte Ausdauer, denke ich noch, da ruft mich mein Biorhythmus. Nach Hause, unters Federbett. //



Was halten Ihre Mitmenschen von Ihnen?

Da ich keine Gedanken lesen kann ;-), hoffe ich, dass meine Mitmenschen mich als sympathisch, motivierend und verlässlich einstufen und mir meine (sporadische) Ungeduld verzeihen.

Wie hat sich seit dem Studium Ihre Welt verändert?

Meine Welt ist – wie das Universum – beschleunigt expandiert und hat viele neue Dimensionen bekommen: mehr Verantwortung, mehr Arbeit,... aber auch mehr Freude an den (kleinen) Dingen, die man bewegen kann.

Mit wem würden Sie gerne mal einen Tag lang den Job tauschen?

Mit dem designierten US-Präsidenten Barack Obama, aber wirklich nur virtuell...

Vollenden Sie den Satz „Die Studierenden von heute ...“

... sollten die hervorragenden Möglichkeiten für Forschung und Lehre hier am KIT aktiver aufgreifen und ihre eigenen Ideen in die gerade entstehende KIT-Kultur einbringen – ohne sie wären wir alle ärmer!

Vorausgesetzt Sie hätten alle Möglichkeiten: Was würden Sie erfinden?

Ich würde neuartige Methoden zum Nachweis der kosmischen Hintergrundneutrinos entwickeln, dies würde uns einen faszinierenden Einblick in die ersten Sekundenbruchteile nach dem Urknall ermöglichen.

Sechs Fragen an ...

... Guido Drexlin, Professor für Astroteilchen- und Neutrino-Physik, Leiter des Instituts für Experimentelle Kernphysik und Co-Sprecher der KATRIN-Collaboration

Foto: Markus Breig

Was wäre Ihre erste Gesetzesvorlage als Bundeskanzler?

Ein „new deal“ für Forschung, Lehre und Innovation mit verstärkten finanziellen Anstrengungen des Bundes in allen drei Bereichen bei gestärkter Eigenverantwortung der Wissenschaft.

 Zur Person

Studierende fragen – das KIT antwortet

Die erste clickKIT-Ausgabe zeigte die größten Informationslöcher auf. Margarete Lehné und Klaus Rümmele haben Verantwortliche und Fachleute aufgespürt, die sie füllen können.

Fotos: Markus Breig, Andrea Fabry und Martin Lober

// Was bringt mir das KIT?

Verbessern wird sich zum einen das Verhältnis von Lehrenden und Lernenden: Wissenschaftler des Forschungszentrums beteiligen sich freiwillig an der Lehre, die Zahl der Praktika auf Campus Nord mit seiner vielfältigen Forschungsstruktur nimmt zu und die Studierenden werden an zusätzliche spannende

Forschungsprojekte herangeführt, vor allem im Bereich der Großforschung, unter anderem in Master- und Doktorarbeiten. KIT wird zudem vielfältiger und international sichtbarer sein als die Universität Karlsruhe alleine, mehr mit Industrie und anderen Forschungseinrichtungen auf der ganzen Welt zusammenarbeiten und ein gefragter Platz für exzellente Forscher und Lehrer sein. Studierende, Forscher und Professoren werden stolz darauf sein, KIT anzugehören oder als Alumni angehört zu haben. Die Zugehörigkeit zu KIT wird auch den Studierenden künftig wesentlich mehr Türen öffnen, als es bisher möglich war, auch wenn es noch ein paar Jahre dauern wird, bis sich die Wirkung von KIT voll entfaltet.

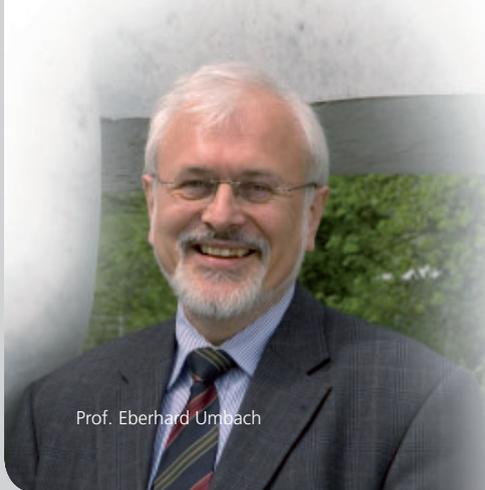
Professor Eberhard Umbach, KIT-Vorstand

Was verändert sich durch KIT in der Lehre?

Das [House of Competence](#) (Hoc) vermittelt überfachliche Qualifikationen – und entwickelt sie forschungsorientiert und auf das Profil einer technischen Universität abgestimmt weiter. So können wir den Studierenden das für sie passende Angebot empfehlen – je nach Studien- und Berufsziel. Dies beinhaltet auch ein neues [Tutorenkonzept](#), das Studierenden didaktische Fähigkeiten vermittelt, die sie unmittelbar in der Praxis erproben können. Dafür erhalten die Tutoren sowohl drei ECTS-Punkte als auch eine entsprechende Hiwi-Entlohnung.

Mit dem [Karlsruhe House of Young Scientists](#) (KHYS) bietet das KIT eine Plattform für den Austausch

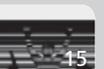
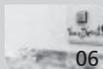
von Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern. KHYS verzahnt Lehre und Forschung in neuen interdisziplinären Themen, Studien- und Promotionsprogrammen. Im Hochschuldidaktikzentrum >>



Prof. Eberhard Umbach



Prof. Jürgen Becker



>> (HDZ) qualifizieren Doktoranden sich für die Lehre weiter. In Auslandsaufenthalten ergänzen sie ihre Ausbildung gezielt – nicht nur um interkulturelle Kompetenz.

Professor Jürgen Becker, Prorektor für Studium und Lehre

Was verändert sich an der räumlichen Situation, werden beispielsweise Gruppenarbeitsräume entstehen?

KIT wird auf den Gebäude- und Raumbestand beider Einrichtungen erheblichen Einfluss haben. Schon jetzt hat die Zahl der gemeinsamen Forschungsvorhaben deutlich zugenommen – es ist davon auszugehen, dass sich dieser Trend fortsetzt. Im Bereich der Lehre sind ähnliche Entwicklungen zu erwarten. Studierende werden zukünftig auch zu Seminaren, Versuchen oder Praktika auf das FZK-Gelände fahren. Zukünftig wird die KIT-Leitung dafür Raumbedarf und -belegung campusübergreifend beantworten können. Es besteht die Chance, Seminarräume, Hörsäle und Gruppenarbeitsräume beider Einrichtungen zu vernetzen und damit besser auszulasten.

Zukünftige Bauprojekte müssen den Anforderungen eines modernen Lehrbetriebs im KIT genügen. So hat das Forschungszentrum für die mögliche Realisierung der Karlsruhe

School of Energy ein Gelände reserviert, auf dem auch weitere Graduiertenschulen mit Seminar- und Gruppenarbeitsräumen entstehen könnten.

Jürgen Amend, Bereich Technische Infrastruktur, und Gerhard Schmidt, Hauptabteilung V-Gebäude und Technik

Bieten sich neue Möglichkeiten durch Diplomarbeiten oder Praktikumsplätze geben? Wird es mehr Werkstudentenverträge geben?

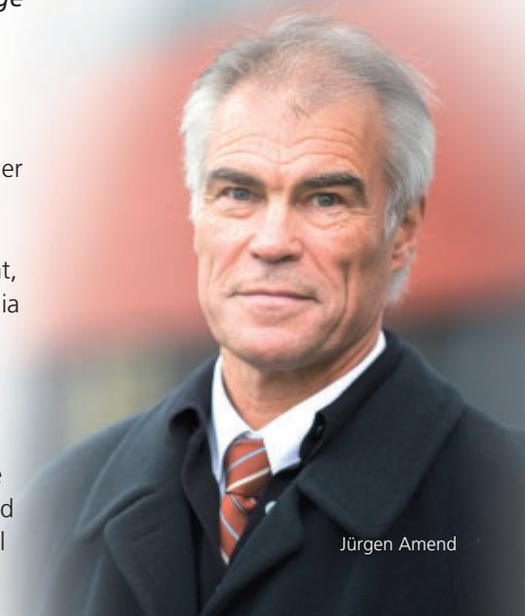
Plätze für Diplom- und Studienarbeiten oder Praktika gab es am Forschungszentrum schon lange vor den Plänen einer Fusion mit der Universität im KIT. In einer zentralen Datenbank finden sich alle Angebote. Was indessen zunimmt, sind die Anfragen von Firmen. Julia Monzel vom CareerService und Sponsoring der Universität nennt zwei Gründe: „Das KIT steigert die Aufmerksamkeit der Unternehmen“. Und: Neue, intensivere Kooperationen der Universität und des Forschungszentrums mit lokal

ansässigen Unternehmen, der IHK und der TechnologieRegion Karlsruhe sorgten dafür, dass die Zahl der regionalen Angebote wächst. //

-  [Diplomarbeiten](#)
-  [Studienarbeiten](#)
-  [Praktika](#)
-  [Nähere Infos zu Diplom- und Studienarbeiten](#)
-  [Nähere Infos zu Praktika](#)
-  [Weiterlesen – alle Fragen, alle Antworten](#)



Julia Monzel



Jürgen Amend



Gedämpftes Licht

Die Finanzkrise macht auch den optischen Technologien zu schaffen. Die Perspektiven für Absolventen aber bleiben glänzend. Klaus Rümmele hat sich in der Wachstumsbranche umgehört.

Foto: photocase.de

// Für die Europäische Kommission sind die optischen Technologien eine „growth industry“. Die Einnahmen in der Branche nahmen 2006 in den 25 EU-Staaten um zwölf Prozent zu – das Bruttoinlandsprodukt stieg im gleichen Zeitraum nur um drei Prozent.

Das gleiche Bild in Deutschland: Der Umsatz der rund 1000 Unternehmen wuchs 2007 um rund 13 Prozent auf über 22 Milliarden Euro. Die Branche ist zudem ein Job-Motor: Im vergangenen Jahr stieg die Zahl der Mitarbeiter um sieben Prozent auf 114.000.

Besonders gut steht Baden-Württemberg da: Mit einem Produktionsanteil von mehr als 25 Prozent ist es das führende deutsche Bundesland in den Optischen Technologien. Die schwächere Konjunktur wird das Wachstum 2008 zwar wohl unter die Zehn-Prozent-Grenze drücken. Kräftig aber bleibt es. >>

🕒 Weiterlesen: Finanzkrise schwächt das Wachstum in den optischen Technologien



>> Gute Aussichten für Jobeinsteiger und Existenzgründer

Die Jobaussichten für Absolventen technischer, aber auch naturwissenschaftlicher Studiengänge sind hervorragend. Große Unternehmen wie Zeiss werben um sie – viele bieten Trainee-Programme an, um den Hochschulabgängern den Berufseinstieg zu erleichtern. „Es gibt aber auch häufig Training on the job“, sagt Dr. Andreas Ehrhardt, der Geschäftsführer von Photonics BW, dem Kompetenznetz für optische Technologien im Land. Das gilt vor allem für die vielen kleinen und mittelständischen Unternehmen. Ständig kommen Start-ups hinzu – ein Beispiel aus dem Umfeld des KIT etwa ist Nanoscribe. Für Geschäftsführer und Firmenmitgründer Martin Hermatschweiler (Link zu den Seiten 16 und 17) herrscht in der Branche ein gutes Klima für Existenzgründungen: „Man kann das Fundament legen für einen neuen Markt und muss sich nicht in eine Nische pressen.“ Chancen bietet ihm und anderen das Innovationspotenzial der Branche, die zehn Prozent ihres Umsatzes für Forschung und Entwicklung ausgibt – was deutlich über dem Durchschnitt in der Industrie liegt. Der Anteil innovativer Produkte, die jünger als drei Jahre sind, erreicht 34,7 Prozent.

Gefragte Ausbilder

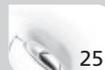
Der Boom bekommt auch der Karlsruhe School of Optics and Photonics (KSOP). Ihren internationalen Masterstudiengang fördern Bund, Länder und Unternehmen bis 2012 mit mehr als drei Millionen Euro. Und im direkten Kontakt zeigt sich die Industrie sehr offen: „Wir sind kein Bittsteller mehr, die Firmen sprechen vielmehr uns an“, sagt Dr. Judith Elsner, die KSOP-Geschäftsführerin. In den Unternehmen habe ein Politikwechsel stattgefunden: „Sie sehen es als Managementaufgabe an, den hoch qualifizierten Nachwuchs frühzeitig anzusprechen.“

Der Branche fehlen Fachkräfte

In Deutschland fehlen rund 80.000 Ingenieurinnen und Ingenieure – einer Wachstumsbranche wie den optischen Technologien, in der schon jetzt 21 Prozent der Mitarbeiter Hochschulabsolventen sind, macht das sehr zu schaffen: „Wir suchen händeringend Ingenieure“, sagt Andreas Ehrhardt mit Blick auf Baden-Württemberg. Den Fachkräftemangel zu lindern, sehen deutschlandweit zwei Drittel der Unternehmen als größte Herausforderung in den kommenden fünf bis zehn Jahren. //

🔍 Weiterlesen: Auf der Suche nach Fachpersonal

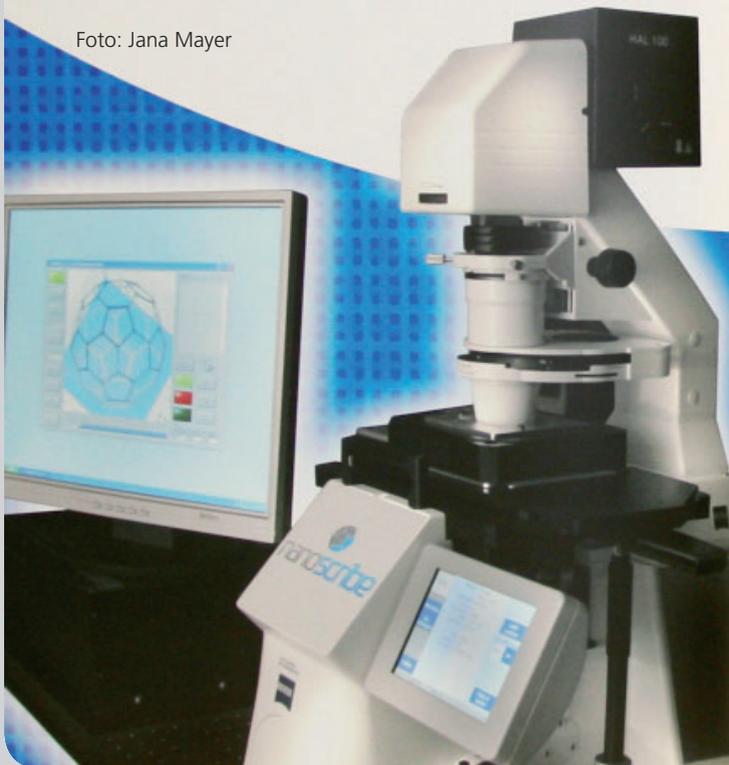
- 🔗 Wege in den Job
- 📄 Informationen zur Branche
- 🎓 Masterstudiengang Optics and Photonics



Etüde vom neuen Zeitalter

So wenig ein Cello und ein Laserlithografiegerät gemeinsam haben, beide weckten den Gründergeist in Martin Hermatschweiler. Erst hob er ein Kammerorchester aus der Taufe, dann ein Unternehmen. Anna Kwiatkowski hat mit dem Doktoranden gesprochen.

Foto: Jana Mayer



// Die viel diskutierte Frage, ob das photonische Zeitalter das elektronische abgelöst hat, beantwortet Martin Hermatschweiler mit einem lauten „Ja“ und einem breiten Lächeln. Denn eben die neue Ära bietet ihm gleich mehrere Sprungbretter: Der 30-Jährige beschäftigt sich als Doktorand an der Karlsruher School of Optics and Photonics (KSOP) intensiv und professionell mit optischer Technologie. Darüberhinaus ist er Geschäftsführer des Spin-Off- Unternehmens Nanoscribe, das sich neuester Nanotechnologie verschrieben hat. „Die Branche birgt ein unglaubliches Entfaltungspotenzial“, sagt Hermatschweiler. Sein

>>

1 µm

>> Zukunftsoptimismus ist greifbar. Allerdings, erklärt der Jung-Unternehmer reiche es nicht aus, „irgendetwas“ auf dem Gebiet der Optik und Photonik zu tun. Oftmals ist die richtige Idee genauso der Schlüssel zum Erfolg wie Mut und Durchhaltevermögen – darin sah sich Hermatschweiler bereits Ende 2005 bei einem ganz anderen Projekt bestätigt: Damals gründete er das Akademische Kammerorchester mit, in dem er das Cello spielt.

Die anspruchsvollere Etüde war die Gründung von Nanoscribe im Dezember 2007. Die Firma entstand aus einer Arbeitsgruppe von Professor Martin Wegener, zu der Hermatschweiler gehörte. Viele Jahre der Forschung am Institut für Angewandte Physik der Universität und am Institut für Nanotechnologie des Forschungszentrums sowie Fördermittel des Unternehmens Zeiss brachten die Firma schließlich an den Start. Sie beschäftigt sich mit der Entwicklung von innovativen Laser-Direct-Write-Verfahren, vertreibt Laserlithografiegeräte zur Herstellung komplexer 3D-Nanostrukturen – und ist damit sehr erfolgreich. „Wir sind gewissermaßen eine kleine Manufaktur, doch unser Vorsprung gegenüber Konkurrenten, vor allem was die Innovation angeht, ist gewaltig“, freut sich Hermatschweiler.

Die Firma blüht, die Etüde ist eingespielt, und trotzdem sitzt der junge Geschäftsführer an seiner Doktorarbeit, die er bei Professor Wegener schreibt. „Untersuchungen an 3D Photonischen Kristallen mit hohem Indexkontrast“ heißt das Werk, das er im Frühjahr 2009 abzuschließen hofft. Gelegentlich geht die Arbeit schleppend voran, da Hermatschweiler viel Zeit in die Firma investieren muss

und will. Doch die Promotion möchte er nicht aufgeben. „Vor allem im hochtechnologischen Bereich muss ein Dr. vor dem Namen stehen“, behauptet der Unternehmer, „darüberhinaus ist die Promotion auch mein persönlicher Wunsch.“

Den Drang zur Physik verspürte Hermatschweiler schon früh. Bereits in der Schule erschien ihm dieses Fach als das leichteste, somit fiel auch die Studienwahl relativ leicht. Nach seinem Grundstudium wechselte er von Ulm nach Karlsruhe, wo er ein breites wissenschaftliches Spektrum vor allem im Bereich der Optik erkannte. 2003 begann er mit seiner Diplomarbeit – in der Arbeitsgruppe von Wegener.

Seine Zukunft sieht Hermatschweiler in der Industrie. „Das wissenschaftliche Arbeiten hat etwas Handwerkliches, und ich mag es sehr gerne, doch lieber noch ist mir Nanoscribe – die Firma macht mir einfach großen Spaß.“ Ganz von der Wissenschaft verabschieden muss sich Hermatschweiler freilich gar nicht, denn die Firma betreibt sehr viel Forschung und Entwicklung.

Acht bis zehn Geräte möchte Nanoscribe 2009 entwickeln und verkaufen. Für Hermatschweiler bedeutet dies zahlreiche Vorträge, Messepräsentationen und Industrieschauen rund um den Globus. Der Erfolg scheint garantiert. „Die Aussichten sind rosig, das Wachstum groß und der Bereich Photonik einfach spannend“, meint der Unternehmer. Junge Wissenschaftler müssten sich nicht hinter großen Konzernnamen verstecken – wenn sie Courage zeigten, könnten sie ihre eigene Firma zu gründen. Schließlich hat das photonische Zeitalter angefangen. //



- ① Doktorandenprogramm an der KSOP
- ② Junge Unternehmen: Nanoscribe

Auf das Team kommt es an

Gerald Froidl ist bei der Osram Opto Semiconductors GmbH verantwortlich für Personalentwicklung und Weiterbildung. Klaus Rümmele sprach mit ihm über die Jobperspektiven von Absolventen der Universität.

Foto: Jana Mayer

// Herr Froidl, die Branche der Optischen Technologien boomt, sie verspricht ein innovatives Arbeitsumfeld – warum fehlen ihr dennoch viele Fachkräfte?

GERALD FROIDL: Weil es generell zu wenig Fachkräfte in Deutschland gibt. Hinzu kommt, dass der Bekanntheitsgrad der Optischen Technologien noch verbesserungswürdig ist. Das ist Sache der Firmen, aber auch der Bildungseinrichtungen. Eine Ausbildung zum Mikrotechnologen gibt es in Bundesländern wie Berlin gar nicht. Wir brauchen diese Berufe aber.

Wie wirkt Ihr Unternehmen dem Mangel entgegen?

FROIDL: Wir sprechen Schulen an – zum Beispiel beteiligen wir uns am Girls' Day. Das trägt Früchte – wir stellen fest, dass sich Mädchen für technische Berufe stärker öffnen. Daneben bieten wir Schülerpraktika an.

Suchen Sie den engen Kontakt zu Unis? Immerhin ist in der Branche der Anteil der Beschäftigten mit Hochschulabschluss sehr hoch.

FROIDL: Bei uns liegt er bei etwa 30 Prozent. Studierende können bei uns Praktika absolvieren, Diplomarbeiten und

Dissertationen schreiben. Außerdem treten wir bei Hochschulkontaktmessen und anderen Events auf. Dabei sind für uns vor allem Hochschulen wie Karlsruhe interessant, die unsere Schwerpunktgebiete lehren: Optoelektronik und Halbleitermaterialien. Auch im Ausland sind wir aktiv: Wir haben ein Praktikantenprogramm mit dem Massachusetts Institute of Technology in Boston.

Was erwarten Sie von den Absolventen?

FROIDL: Sie müssen die fachlichen Anforderungen erfüllen. Außerdem brauchen sie Kommunikationsfähigkeiten – sie müssen offen sein, auf Menschen zugehen können. Auch Teamfähigkeit ist wichtig: Wir brauchen keine Forscher, die sich abschotten. Nichts ist schlimmer als Ergebnisse nur im eigenen Kopf zu haben. //

🕒 Weiterlesen: Jobaussichten für Bachelor-Studierende

Überflieger

„Forschen, bauen, fliegen“ – seit 80 Jahren verbringen Karlsruher Studierende ihre Freizeit mit oft selbst konstruierten Segelflugzeugen. Jonas Moosmüller ist eine Runde mitgeflogen.

Fotos: Jana Mayer

// Der Weg nach oben hat es in sich: Die Schleppwinde katalysiert den Segelflieger aus dem Stand auf 140 Stundenkilometer. Einen Wimpernschlag später schießt er im 45 Grad-Winkel gen Himmel. Auf 400 Höhenmetern klinkt sich das Seil aus, das Fluggerät springt nach oben ... und senkt die Nase langsam in ein gigantisches Luftloch. Was dem unerfahrenen Passagier das Adrenalin in die Blutbahn schießen lässt, ist für Pilot Ulrich Routine.

Ulrich ist der jüngste von zurzeit 28 aktiven Mitgliedern der Akademischen Fliegergruppe an der Universität Karlsruhe, kurz Akaflieg. Jedes Wochenende starten die Studierenden vom Flugfeld Rheinstetten hinter der Messe mit ihren ultraleichten Maschinen in den Karlsruher Himmel. „Bei uns geht es nicht nur ums Fliegen, sondern auch um Forschung und Flugzeugbau“, betont Daniel Schlehahn, Mechatronikstudent und Vorsitzender der Hochschulgruppe. Der 1928 gegründete Verein versteht sich bis heute als Innovationsmotor für die Segelflugszene. Derzeit tüfteln die Flieger an der Optimierung des Windenstarts, an Heimkehrhilfen, wie sie nachrüstbare Motoren nennen, und an Solarzellen, die sich in Flügel integrieren lassen.

Ihr ganzer Stolz liegt derzeit in Einzelteilen zerlegt in der Akaflieg-Werkstatt auf dem kleinen Westcampus: Die AK-8 ist

ein komplett in Eigenregie entwickeltes einsitziges Segelflugzeug, das nach unzähligen Arbeitsstunden im kommenden Jahr abheben soll. Die Maschine, erklärt Schlehahn, könne es bei der Gleitfähigkeit locker mit professionellen Konstruktionen aufnehmen, nicht zuletzt weil sie als erstes Segelflugzeug überhaupt durchgängig elliptische Flügelgrundrisse hat – ein Novum, von dem sich die Akaflieger große aerodynamische Vorteile erwarten.

Einmal in der Luft, erschließt sich dem Passagier die Faszination des Segelfliegens: Selbst dieser verhangene Herbstsonntag bietet einen fantastischen Rundum-Blick. Auf der einen Seite >>





>> der Plexiglaskanzel erheben sich grüne Schwarzwaldkuppen, auf der anderen breiten sich Karlsruher Fächer, Hafen- und Industrieanlagen aus. Darüber grenzenloser Himmel. Das Fluggerät gleitet majestätisch. Zu hören ist nur der Wind, der um die schmalen Tragflächen streicht, und der regelmäßig piepende Höhenmesser, der leichten Sinkflug signalisiert. Für ihr ausgefallenes Hobby nehmen die Karlsruher Segelflieger große Mühen in Kauf. Neben dem Studium gilt es, pro Jahr 300 Arbeitsstunden in der Aka-Werkstatt zu leisten. Hinzu kommt die theoretische Segelflugausbildung und der Ehrenkodex auf dem Flugplatz: „Nur wer morgens um neun auf dem Flugplatz steht und bis zum Abend mit anpackt, der kann auch starten“, erklärt Daniel Schlehahn. Der große Zeitaufwand ist dann auch nicht jedermanns

Sache: „Anfang des Semesters ist unsere Werkstatt voll, am Ende bleiben höchstens eine Hand voll neuer Mitglieder übrig“, berichtet der Vorsitzende.

Doch das studentische Engagement zahlt sich aus. Neben dem Segelschein können die Studierenden während ihrer aktiven Mitarbeit wichtige Schlüsselkompetenzen erwerben. Die Mitglieder, so Schlehahn, hätten zudem die Möglichkeit, fachliches Wissen in Diplomarbeiten praktisch umzusetzen. Der eine oder andere ehemalige Akaflieger, verrät der Vorsitzende, arbeite dank seines Engagements während des Studiums heute bei einem großen Luftfahrtunternehmen.

Die beste Freundin des Segelfliegers ist die Thermik – warme Aufwinde, die den ultraleichten Konstruktionen genug Auftrieb geben, um im Idealfall stundenlang am Himmel zu kreisen. So spät im Jahr ist rund um das Karlsruher Flugfeld von Thermik leider keine Spur. Nur zehn Minuten nach dem rasanten Start zieht Ulrich die Maschine in eine sanfte Rechtskurve und setzt auf der breiten Graspiste zur Landung an. //

- [i](#) Nähere Informationen zu akaflieg
- [i](#) Zur Geschichte und Technik des Segelfliegens
- [@](#) Mail an Autor

In studentischer Hand

Freie Themenwahl, die Hochschulleitung schreibt Leserbriefe: An der ETH Zürich erstellen Studierende ihre Zeitung in Eigenregie. Domenica Riecker-Schwörer hat mit den Machern von Polykum gesprochen.

// In jeder Ausgabe beleuchtet die Redaktion ein Schwerpunktthema wie „Klima“, „Religion“ oder „Geschwindigkeit“. Probleme behinderter oder finanziell schwacher Studierender behandelt sie unter „Hindernisse“. „Wir betrachten ein Thema aus den verschiedensten Perspektiven“, sagt Redaktionsleiterin Ivana Leiseder, „berücksichtigen philosophische, historische und naturwissenschaftliche Fragestellungen.“ Einmischungen oder gar ein Veto der Hochschulleitung habe es noch nicht gegeben. „Wir sind in der Themenwahl völlig frei“, berichtet Leiseder. Als der Rektor der Meinung war, ein Artikel über nicht bestandene Prüfungen sende falsche Signale aus, hat er sich aber durchaus schon zu Wort gemeldet – per Leserbrief. An gleicher Stelle hatte aber auch die Autorin Raum, noch einmal Stellung zu nehmen.

Neunmal im Jahr erscheint Polykum – [„ein Kraftakt“](#), meint [Daniel Mrusek](#), früherer Redakteur und heute freier Autor der Zeitung.

Als offizielles Blatt des Verbands der Studierenden der ETH Zürich (VSETH), bietet Polykum auch anderen Verbandsorganisationen die Möglichkeit, ihre Nachrichten zu veröffentlichen. Der VSETH gibt die Zeitung heraus, mit 15 000 Franken, also knapp 10 000 Euro, finanziert er jede Ausgabe.

Leserinnen und Leser können übrigens auch von hinten in das „Kehrblatt“ einsteigen: Dort heisst es dann „ETH Life Print“ und ist das Mitteilungsblatt der ETH. Vor jeder Ausgabe der ungleichen „Geschwisterzeitungen“ treffen sich die beiden Redaktionen und legen die Seitenzahl fest. „Wir informieren Life Print außerdem über unsere Themen“, erzählt Lektorin Magdalena Oehen. „Aber da Life Print eher die Angestellten der ETH anspricht, gab es noch keine Doppelungen.“ //



-  Polykum im Internet
-  Weiterlesen: mehr über Polykum

 innovation
group



Eine Frage der Lehre

Karlsruher Studierende haben sich mit der O-Phase um den Landeslehrpreis 2008 beworben und gemischte Erfahrungen gemacht. Serena Wobus hat nachgefragt, wie sie auf die Idee kamen.

// Vormittags: Weißwurstfrühstück und Kennen lernen, nachmittags: Campus-Rallye, abends: Grillen oder Kneipentour. Was zunächst nach Dolce Vita klingt, ist Teil eines ehrgeizigen Konzepts: der Orientierungsphase, kurz O-Phase. Mit ihr hat sich die Universität Karlsruhe um den Mitte November vergebenen Landeslehrpreis beworben.

„Es sieht zwar lustig aus, wenn die Tutoren durch die Straße ziehen“, sagt Franz Heger vom Unabhängigen Studierendenaus-

schuss (UStA), „doch es steckt viel Arbeit dahinter“. Allein dieses Jahr durchliefen 3 000 bis 4 000 Erstsemester die bunte Einführungswoche vor Studienbeginn, die ihnen mit Schnuppervorlesungen, Infoveranstaltungen oder Kennenlern-Spielen den Einstieg ins Unileben erleichtern soll. „Die O-Phase ist mehr als Leute an die Hand zu nehmen und durch die Gegend zu führen“, so Heger. „Es gibt einen Mehrwert in punkto Lehre“.

Mit einer Portion Mut zur Außenseiterchance schickten die Karlsruher – nicht wie üblich – einen Dozenten oder ein Institut ins Rennen, sondern die konzeptionell aufgerüstete O-Phase. Ausschlag gebend war, so Julian Bruns, ebenfalls UStA-Mitglied, „dass es was ist, das allen zugute kommt. Wo alle mitmachen können, statt einer Fakultät, die einen Prof vorschlägt, der was Tolles macht, aber nicht den Studierenden einen Mehrwert bietet.“

Dass sich die Preisjury aus Bruns' Sicht eher konservativ entschieden hat, sorgt für Katerstimmung. Wieso es nicht geklappt hat, ist noch unklar. Der Verdacht: Dass Studierende lehrten, passe nicht ins Konzept, werde blockiert. Bruns: „Man ärgert sich zwar, denkt im ersten Moment, warum? Aber es geht weiter. Wir haben alle zusammen gearbeitet und viel erreicht. Allein, dass die Uni erkannt hat, dass wir etwas Gutes machen, ist schon ein Erfolg“. //



- [📍 Weiterlesen – das Konzept](#)
- [📄 Nähere Infos zum Tag der Lehre](#)
- [📄 Nähere Infos zum Landeslehrpreis](#)

„Menschen haben jeden Tag Ideen“

Anna Gossen, Informatikstudentin am KIT, hat den mit 250.000 US-Dollar dotierten Cisco I-Prize gewonnen. Mit ihrer Idee eines Energiemanagement-Systems setzte sie sich mit ihrem Team gegen mehr als 2500 Bewerber aus 104 Ländern durch. Monika Landgraf sprach mit ihr.

Sie haben in den letzten Wochen viele Interviews gegeben. Wie fühlt es sich an, im „Rampenlicht“ zu stehen?

Ich bin sehr glücklich darüber, auch deshalb, weil ich unsere Idee absolut super finde und sie sehr nützlich für alle sein wird.

War Ihre Idee eher ein Geistesblitz oder trugen Sie diese schon länger mit sich herum?

Von Natur aus bin ich keine Erfinderin, die nur für sich selbst entwickelt. Der Wettbewerb war für mich die Motivation und alle Ideen habe ich praktisch nur für diesen Wettbewerb entwickelt.

Wie wird Ihr Energiemanagement-System aussehen?

Die Idee für dieses neue Konzept für den Energieverbrauch und die Energieverteilung basiert auf der „smart grid“-Technologie. Sowohl die Energiequelle als auch das Energie verbrauchende System oder Gerät sind „intelligent“. So lässt sich sicherstellen, dass nur die benötigte Menge und die gewünschte Art von Energie zum

richtigen Zweck verbraucht wird. Das Prinzip ermöglicht außerdem eine viel leichtere Nutzung von alternativen Energiequellen wie Windenergie oder von Solaranlagen.

Wer wird ein Anwender Ihrer Erfindung sein?

Wo unser System konkret eingesetzt wird, in privaten Häusern oder großen Firmen, wissen wir noch nicht. Im Prinzip ist die Idee überall einsetzbar, wo Energie verbraucht wird.

Sind Sie außergewöhnlich kreativ?

Ich glaube, dass Menschen jeden Tag Ideen haben, aber die meisten denken, sie hätten keine Chance, die Idee zu realisieren. Und sie schreiben sie nicht auf. Bei diesem Wettbewerb konnte man online kurz seine Idee beschreiben. Etwas Ähnliches könnte ich mir auch bei KIT vorstellen. Der Preis könnte ein Stipendium sein.

 Weiterlesen: zweiter Teil des Interviews



Dinge, die das KIT nicht mehr braucht

Keine Güte

// Je globaler, desto schlechter. Als über Bildung die Länder bestimmten oder wenigstens der Bund das Sagen hatte, war die Welt noch in Ordnung. Doch dann entdeckten wir Amerika, schworen auf die EU und fuhren nach Bologna – und aus war's mit dem Gütesiegel deutscher Ingenieure und Naturwissenschaftlerinnen. Das Diplom haucht sein Leben aus – und mit ihm das Vordiplom, jenes allzeit stabile Hindernis, vor dem die Studis scheuten wie ein Pferd vor dem Oxer. Wer dies einmal übersprungen hatte, war reifer, klüger, leidensfähiger. Und auf dem Weg zu jenem über allen Zweifel erhabenen Ausweis großer Fähigkeiten. Wer glaubt jetzt noch, dass unsere Ausbildung einzigartig ist, wenn sie internationale Allerweltsnamen trägt, die jeder kennt? Traurig, traurig: Bachelor und Master gehört die Zukunft. Wir tragen schwarz. // *Klaus Rümmele*



CareerService: Exkursion für Studentinnen

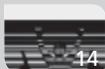
// Mit einem Absolventen, der seine Tätigkeit beim SWR vorstellte, und einem Spitzenmanager von der Daimler AG, der Details zu seinem Arbeitstag verriet, hat die CareerService-Reihe begonnen. Nach der Weihnachtspause finden weitere Vorträge statt, jeweils donnerstags von 16 Uhr an im Redtenbacher-Hörsaal. So nehmen sich Vertreter der Adolf Würth GmbH & Co. KG dem Thema Produktmanagement an und stellen die Entwicklung des Konzerns vor. Außerdem ist eine Exkursion für Studentinnen zum Daimler-Werk nach Sindelfingen vorgesehen. (ele) //

Weitere Informationen auf den neu gestalteten Internetseiten des CareerService www.careerservice.kit.edu

Nach dem Protest: Gesprächsbedarf beim Studiticket

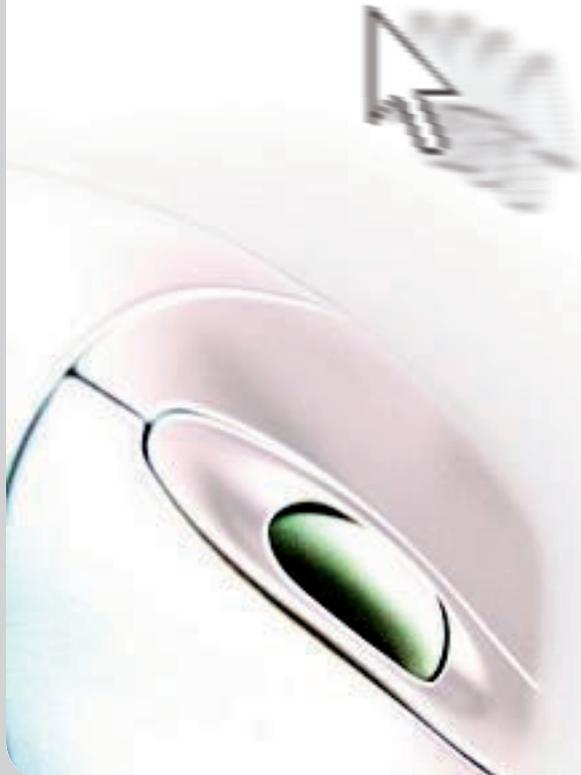
// „Wir sind viele, wir sind laut, weil man unser Ticket klaut“, skandierten fast 1000 aufgebrachte Studierende Mitte November gegen die Preiserhöhung des Studitickets. Die Großdemo, die bis auf die Zuschauertribüne des Gemeinderats führte, zeigt Wirkung: „Ich bin immer verhandlungsbereit“, sagt KVV-Geschäftsführer Walter Casazza nach der für ihn „überraschenden Ablehnung unseres sehr guten Angebots“. Zunächst wolle sich der Verkehrsverbund mit dem Studentenwerk zusammensetzen und im Januar auch das Gespräch mit den Studierenden suchen. Hoffnungen auf eine Reduzierung des angepeilten Beitrags erteilt der KVV-Geschäftsführer jedoch eine Absage: „Ausgangsbasis der Gespräche für die Weiterentwicklung wird der gültige

Tarif 2009 von 112,50 Euro plus Sockelbetrag von 14,80 Euro sein“, sagt Casazza. Demgegenüber steht die selbstbewusste Forderung des UStA: „Wir wollen zurück auf ein vernünftiges Preisniveau von deutlich unter 100 Euro, wie es viele andere Uni-Städte möglich machen“, erklärt Julian Bruns, Innenreferent des UStA. Erreichen wollen die Studierendenvertreter ihr Ziel zunächst nicht mit weiteren Protesten, sondern mit einer Infokampagne, die bei den Bürgern um Verständnis für das studentische Anliegen wirbt. Außerdem, so Bruns, wolle man Druck auf die Stadt ausüben, die Studierenden als im „Masterplan 2015“ selbst erklärte „Studentenstadt“ auch angemessen zu fördern – beispielsweise beim Studiticket. // *Jonas Moosmüller*



Mails an die Redaktion

Inhalt, Gestaltung, Technik – die Leserreaktionen auf die erste Ausgabe des Studierendenmagazins zielten auf Verschiedenes. Das clickIT-Team hat sie verkraftet – und wünscht sich mehr.



Zur Titelgeschichte rund um Studiengebühren, „Zwischen Aufbruch und Abbruch“:

Das Bundesbildungsministerium hält die Studie, von der in der Titelgeschichte die Rede ist, aus gutem Grund unter Verschluss. Sie ergab nämlich anscheinend tatsächlich, dass Studiengebühren eine abschreckende Wirkung haben, wie der Spiegel berichtete: <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,585099,00.html>

Andreas Becker

Zur Navigation:

clickIT ist ein modernes, innovatives Magazin. Nicht zu viel Information, aufgeteilt in kleinen Häppchen, dafür jede für sich spannend und interessant. Nur: Die externen Links öffnen sich (bei mir) im gleichen Fenster. Das stört ein wenig, da dann das Magazin „weg“ ist.

David Brandstädter

Ein sehr schönes Magazin! Die Inhalte finde ich interessant und die Aufmachung sehr ansprechend – Kompliment! Die Einbettung „harter Information“ in unterhaltsame Artikel bildet ein gelungenes stimmiges Format. Es hat Spaß gemacht, das Magazin durchzulesen. Noch etwas Technisches: Die Navigation in der unteren Leiste ist sehr hilfreich. Zu überlegen ist jedoch, ob man dort jede Seite ansteuern

können muss. Bei mehrseitigen Artikel würde vielleicht ein Link je Artikel genügen.

Maximilian Bode

Die Option „Weiterlesen“ bei den Links ist unglücklich gewählt – es wäre besser, kurz anzureißen, worum es beim Zusatz geht, zum Beispiel „Wie dies die ausländischen Studierenden betrifft, lest ihr hier“. Warum hat die Umfrage nicht eine größere Vielfalt der Befragten? Es kommen sehr viele Wirtschaftsingenieure, Maschinenbauer und Wirtschaftsmathematiker vor.

Elke Schmidt und Esther Habig

Zur Darstellung im Internet:

Es wäre schön, wenn es von diesem Magazin sowohl eine hoch auflösende als auch eine niedrig auflösende Version gäbe, so dass auch Studierende mit einer schlechteren Internetanbindung problemlos darauf zugreifen können. Im Zuge dessen wäre es schön, wenn die Dateigröße der pdf-Datei bei der Verlinkung angegeben wäre. Zudem sind viele Links im Dokument leider nicht als solche zu erkennen – beim Überfahren mit dem Mauszeiger ist keine Veränderung zu sehen.

Franz Heger, UStA-Pressereferent

Immer enger

Sein erstes Mal: Georg Patzer isst Raclette in der WG

Foto: Jana Mayer

// Nein, laut ist es nicht von der Straße her, obwohl die Durlacher Allee nicht gerade eine Seitenstraße ist. Eng ist es allerdings, wenn auch nur in der Küche. „Und wenn dann alle fünf mal zum Essen da sind, ist es noch enger.“ Und wenn jeder auch nur einen mitbringt? „Ja, das ist auch schon mal passiert, dann wird es, naja, noch enger.“

Im fünften Stock wohnt die WG, ganz unterm Dach. Der Flur ist gewaltig, die Zimmer sind groß, und alle mit Holzfußboden. Nur die Küche ist für so viele Leute einfach zu klein: Und heute stehen die Schränkchen voll mit Schälchen und Tellern, ein leerer Stuhl ist Ablagefläche, auf dem Tisch steht die riesige Raclette-Maschine. Kaum ist vor der Spüle noch Platz für Bernd und Katrin, eng schlängeln sie sich aneinander vorbei, um nicht an den Stuhl zu stoßen, der dann an den Tisch stoßen würde. „Sind die Kartoffeln schon weich?“ Anna piekst hinein. „Soll ich das Wasser abgießen?“ Kein Platz für den heißen Topf. „Das mach' ich lieber selber.“ Aber erst muss der Salat noch fertig werden.

„Das ist unser erstes Essen in dieser Konstellation.“ Bei fünf Leuten, in unterschiedlichen Semestern, wird ja schon mal fleißig ein- und ausgezogen. „Wir haben ja auch“, erzählt Judith (die einzige Azubi), „zu unterschiedliche Stundenpläne, und dann ist es oft mehr oder weniger zufällig, wer mit wem isst.“ Katrin zieht wohl im März aus, sie wird woanders weiterstudieren. So mancher ist auch ein paar Monate im Ausland, in Chile oder Indien, und zieht dann wieder ein. Von Aufgehalten in der Fremde zeugen auch die vielen Postkarten an der Küchenwand, gleich direkt neben der schwarzen Pinnbrett-Schiefer-tafel, die in vielen WGs hängt: „Backen 28. oder 29.“ steht darauf, darüber der Raclette-Tag.

„Was, du hast noch nie Raclette gegessen?“ Immer reihum werden die Schüsselchen gereicht, Fleisch kommt oben drauf – erst das Öl. Weißer Blumenkohl, klein geschnipselte rote und grüne Paprika, blasse Shrimps, goldgelber Mais, dann der dicke Käse obendrauf. Und dann hinein. Ein sehr kommunikatives Essen. Bernd erzählt aus dem Allgäu, von Weihnachtsbräuchen (Knecht Ruprecht jagen, der da anders heißt) und vom Freibier, Judith vom Pinkeln im Urwald, und Anna ist froh über den Zeitungsartikel über die Studentendemo inklusive Rathaussturmung. Es ist laut und lebhaft, manchmal versteht man da hinten gar nichts. Aber gemütlich ist es. Und sättigend auch. //

